

Theologischer Kommentar bei der Tagung »Was nützt uns die Biodiversität. Zur weltweiten Krise der Artenvielfalt«, Bayreuth, 3. Dezember 2010

Es ist vielleicht nicht zufällig, dass der Theologie das letzte Wort im Reigen der hier angestellten Überlegungen zur Biodiversität zufällt. Ein letztes Wort nicht im Sinne einer letztgültigen, autoritativen Wahrheit, aber doch in dem Sinne, dass sie mit der Unterscheidung von *letzten und vorletzten Dingen* eine Unterscheidung einzuführen versteht, die für die Diskussion hilfreich sein mag. Mit der Unterscheidung zwischen letzten und vorletzten Dingen weist die Theologie auf den Umstand hin, dass alle menschlichen Bemühungen um Erkenntnis und um die Sicherung dieser Welt einem *epistemologischen* und einem *ontologischen* Vorbehalt unterstehen: Was wir von dieser Welt einschließlich unserer selbst verstehen, was wir in dieser Welt tun, ist immer nur ein Vorletztes, eben nicht das Letzte, was es hier zu verstehen, zu sagen oder zu tun gibt. Das letzte Verstehen, das letzte Wort und die letzte Tat hinsichtlich dieser Schöpfung liegen bei Gott – der als Schöpfer eine Differenz zu seiner Schöpfung markiert. Diese Schöpfung, so wie sie jetzt ist, so wie sie sich in der Forschung darstellt, mit ihren aktuellen Verlusten an Biodiversität und mit den rekonstruierbaren Verlusten der Vergangenheit, ist – so glauben es Christinnen und Christen – nicht das Letzte, was es hier zu sehen, zu verstehen und zu leben gibt. Der Hinweis auf diese Differenz zwischen Vorletztem und Letzten aufgrund der *Differenz zwischen Schöpfer und Geschöpf* ist – von mir als Geschöpf vorgebracht – notwendigerweise ein vorletzter Hinweis auf das, was zuletzt noch kommen wird – eine *neue Schöpfung*, d.h. eine ›heile‹ Welt im nicht-trivialen Sinn. Mit der Unterscheidung des Vorletzten vom Letzten ist eine Spannung benannt, die meines Erachtens unsere ganze Diskussion durchzieht.

Wir können nicht anders als als Menschen von dieser Welt, Schöpfung, Biosphäre zu reden – und wir müssen das als Teil dieser Welt, Schöpfung, Biosphäre tun. Als Teil dieser Welt verstehen und verfügen wir jedoch nicht vollständig über diese Welt. Als Menschen, die durch ihr eigenes Handeln diese Welt und ihr eigenes Überleben bedrohen, müssen wir aber versuchen, durch Verstehen und Verfügung die von uns selbst verursachte Bedrohung von uns selbst (und allen anderen Arten und Lebensräumen) abzuwenden.

Wir versuchen zu verstehen, was Biodiversität ist und wie sich ihre Veränderung, insbesondere ihr Verlust, auf unser Leben hier und jetzt und für die kommenden Generationen auswirken mag. Wir versuchen auf der Grundlage dessen, was wir meinen verstanden zu haben, unser Verhalten zu verändern (vielleicht ändern wir es aber auch nicht!), um so für uns selbst, für nachfolgende Generationen das Leben lebensmöglich, besser noch: lebenswert zu gestalten. Das Bemühen um Erkenntnis entspringt in erster Linie wohl nicht wissenschaftlicher Neugier, sondern politischen, moralischen, vielleicht auch ästhetischen Interessen. Sie entspringt aber wesentlich der existenziellen Erfahrung und zunehmenden Einsicht, dass die eigene Existenz bedroht ist durch den Lebensstil, den der *homo sapiens sapiens* besonders in seiner industrialisierten Variante entwickelt und globalisiert hat.

Alle Erkenntnisbemühung, d.h. verstehen zu wollen, was hier eigentlich passiert und was für den eigenen Weiterbestand verändert werden müsste, beruht auf der Perspektive einer »Welt für mich«. »Eine Welt für mich« ist eine Welt, die so eingerichtet wahrgenommen wird, dass sie dem Menschen dient zum Leben, zum guten Leben, zu Luxus, Ausschweifungen und Obsessionen, aber auch zur Kontemplation dieser Welt, zu ihrer ästhetischen Erfahrung, zur seelischen Erhebung, wie man früher sagte. In jedem Fall ist es eine Welt, *die der Mensch immer nur als seine Welt erfährt und versteht*. Über diese Position kommt er nicht hinaus, auch dort nicht, wo er in anthropozentrik-kritischer Perspektive allen anderen Lebewesen analoge Rechte auf diese Welt einräumt. Diese Position in und zu dieser Welt scheint mir eine unhintergehbare Tatsache zu sein – und sie ist zugleich der *epistemisch blinde Fleck*, über den der Mensch nicht hinaus kommt. Wir Menschen vermögen diese Welt nicht anders zu erfahren, zu verstehen und zu denken als auf der Grundlage unsers Daseins und Soseins als Menschen. Wir können diese Welt nicht mit den Augen ei-

ner Katze, mit dem Interesse einer Riesenschildkröte oder mit der Affektivität einer Eberesche wahrnehmen – schon diese Bezeichnungen sind menschliche – ebenso wie die von uns so genannten Konstrukte »Ökosystem«, »Biodiversität« oder »Artenvielfalt«. Der Mensch benennt die Gegenstände dieser Welt und indem er sie benennt, beherrscht er sie (vgl. Gen 1,19f.) – in aller Ambivalenz, die in diesem Wort »Herrschen« steckt und die wir heute hier verhandeln.

Was die Theologie auf narrative Weise (mit einer Erzählung wie der Schöpfungsgeschichte) und auf reflexive Weise tun kann: Sie erinnert uns daran, den Status des Menschen in dieser Welt als eine *denkwürdige Aufgabe* anzunehmen: Wer ist der Mensch, der nicht Gott ist, aber auch nicht Tier und nicht Pflanze? Der als Teil dieser Schöpfung zugleich exzentrisch zu ihr steht (Plessner), weil er sich reflexiv und damit auch verantwortlich zu sich selbst und dieser Schöpfung verhalten kann – und es dann auch muss.

Die Theologie erinnert den Menschen weiterhin daran, dass er in seiner Reflexivität und Exzentrizität gleichwohl nicht das letzte Wort über diese Welt/Schöpfung zu sprechen hat. Er mag sich achtsam oder ausbeuterisch, verantwortungsvoll oder verantwortungslos gegenüber seinen Mitmenschen, seiner Mitkreatur verhalten. Er selbst setzt die Maßstäbe dafür, aber entkommt darin seinem eigenen blinden Fleck nicht. Er bleibt im Vorletzten und bis auf Weiteres im Ungefähren. Alle Objektivität, wie sie etwa naturwissenschaftlich anvisiert wird, ist menschlich konstruierte Objektivität, die nicht gering zu achten, aber auch nicht zu überschätzen ist. Eine gute Theologie dient meines Erachtens dem Bemühen um objektive Erkenntnis, indem sie diese Objektivität kritisiert, d.h. unterscheidend zwischen Letztem und Vorletztem wahrnimmt. So versucht sie den Menschen in seinem Verstehenwollen, das (vor-)letztlich immer auch ein Herrschenwollen ist – Denken ist Unterscheiden durch Benennen, ist Herrschen über das Benannte – vor einer (selbst-)zerstörerischen Hybris zu bewahren. Theologie erreicht solche Relativierung, die übrigens immer auch Selbstrelativierung der Theologie sein muss, indem sie Gott als Grenze und Grund dieser Welt markiert und damit sich selbst, allen anderen Wissenschaften und dem Menschen an sich ein Gegenüber schafft, das in seiner Unterschiedenheit vom Menschen den Menschen selbst zur Unterscheidung und zur Relativierung und damit zur Reflexivität anhält.

Man muss Gott nicht aus den metaphysischen Voraussetzungen des späten Mittelalters heraus denken, sondern kann mit Bonhoeffer diese mündige Welt als eine »Welt ohne Gott« vor Gott denken. Wir brauchen Gott in der Theologie nicht mehr als Hypothese, um diese Welt und das, was in ihr vorgeht zu erklären. Aber wir denken diese »gottlose« Welt (das ist nicht wertend) vor und auf Gott hin, um nicht die eigene menschliche Erkenntnis zum Höchsten und Letzten zu machen. Denn das Höchste und Letzte ist das, worauf wir unser Vertrauen setzen, woran wir unser Handeln orientieren und unser Leben festmachen. Und als Christinnen und Christen setzen wir unser letztes Vertrauen eben gerade nicht in die eigenen Fähigkeiten zur Lösung von Problemen als Erlösung dieser Welt. Das heißt nicht, dass wir nichts zur Lösung von »vorletzten« Problemen beitragen wollten und könnten, und es ist nicht so, dass wir das gering achteten. Aber unser Beitrag ist relativ zu der Erwartung, dass Gott diese Schöpfung geschaffen hat, sie erhalten und auch erlösen wird. Und unsere eigenen Lösungs-Beiträge speisen sich aus dieser Hoffnung.

Durch die Unterscheidung von Schöpfer und Geschöpf weiß sich der religiöse Mensch (ich beziehe mich hier auf Judentum, Christentum und Islam) ein- und zugeordnet in diese Welt mit ihren Lebewesen, Lebensformen und Lebenszusammenhängen. Diese *Relationierung* impliziert eine *Relativierung* der eigenen Erkenntnis- und Handlungsfähigkeit – wenn wir Handlung als freie Tat aufgrund von Erkenntnis verstehen.

Meines Erachtens ist der epistemisch blinde Fleck mit einem *ontologischen Problem* verbunden, nämlich wie wir über den Menschen und seine Stellung in dieser Welt nachdenken – und wie wir sie erfahren. Der Verweis auf die Anthropologie ist lästig, denn damit wird ein »Fass aufgemacht«, das eine Menge Probleme enthält, aber scheinbar keinen sicheren Grund bietet – es ist wie ein Fass ohne Boden.

Es ist jedoch entscheidend, wie wir über uns als Menschen nachdenken, welches Bild wir uns machen, um von diesem Bild aus unsere Mit- und Umwelt zu verstehen und mit ihr umzugehen. Ohne hier ins Detail gehen zu können, will ich das an einem Beispiel deutlich machen. Wir können den Menschen von seinem

conatus essendi her denken und wie Spinoza behaupten, das sei das Prinzip schlechthin, von dem aus sich alles Weitere verstehen und beschreiben ließe: Der Mensch habe ein Strebevermögen, bei sich selbst und er selbst zu bleiben und alles dafür zu tun. Dieses Prinzip ist zu einer kaum mehr hinterfragten Grundlage unseres Selbstverständnisses geworden. Es ist zum Beispiel die Basis des homo-oeconomicus-Modells, an dem wir unser Wirtschaften orientieren. Es ist genauso Basis einer biologischen oder auch kybernetischen Theorie vom Leben und von der Selbstorganisation von lebenden Systemen: sie alle sind darauf angelegt, sich selbst zu erhalten.

Ohne diese Einsicht in Abrede stellen zu wollen, erscheint mir diese einseitige Sicht auf den Menschen und das Leben schlechthin irreführend. Anhand der biblischen Schöpfungsgeschichte möchte ich Ihnen zeigen, dass wir – mindestens was den Menschen betrifft – weiter denken können und müssen. Man darf den Menschen nicht nur von seinem *conatus*, seinem Eigeninteresse und Beharrungsvermögen her denken; man muss ihn auch von seiner Fähigkeit zur Selbstreflexivität und damit zur Verantwortung her denken.

Am Anfang der Bibel wird erzählt, wie Gott den Menschen schafft und ihn in einen Garten setzt, den er bebauen und bewahren soll (Gen 2,15). Lange ist diese Szene als ein Herrschaftsauftrag missverstanden und missbraucht worden, ohne zugleich den Aspekt der Verantwortung zu bedenken, der in diesem Auftrag mitschwingt. Umgekehrt ist das Verhältnis des Menschen zu dieser Welt nicht ohne einen herrschaftlichen Akt (im Sinne des Bebauens und Bewahrens und des Benennens) zu denken. Dem Menschen, so erzählt es die gleiche Geschichte, werden von Gott alle Tiere zugeführt, damit er ihnen Namen gebe (Gen 2,19). Die Namensgebung von Lebewesen ist mehr als nur eine kategorisierende und archivierende Tätigkeit; sie ist ein Akt des In-Beziehung-Setzens und der Verantwortungsübernahme. Wer den anderen beim Namen ruft, ihm einen Namen gibt, signalisiert, dass es eine Beziehung gibt, ein Kennen des Anderen im Unterscheiden vom Ich und anderen Anderen. Wer den Anderen beim Namen kennt, kann sich nicht mehr auf In-Differenz ihm gegenüber zurückziehen und bei sich selbst bleiben, sondern ist verantwortlich für ihn (Levinas).

Der Mensch orientiert sich also in einem – ihm *vorgegebenen, von ihm vorgefundenen* – Lebensraum, indem er durch Benennung Unterscheidungen trifft. Dadurch eignet er sich diesen Lebensraum an – und sollte doch immer daran denken, dass es vielleicht sein *Besitz*, aber doch nicht sein *Eigentum* ist. Das ist keine metaphorische Redeweise, sondern eine sehr konkrete Herausforderung an unser Denken und Handeln: Diese Welt, die Biodiversität, die Artenvielfalt ist genau das, was wir uns über ein benennendes Denken *angeeignet* haben. Aber wir dürfen dieses Eigentum nicht missverstehen im Sinne einer ›Biomasse‹ als Verfügungsmasse. So ist die ›Würde‹ dieser Schöpfung nicht etwas, dass der Mensch durch Benennung diesen Arten beilegte. Ihre Würde haben diese Arten unabhängig und jenseits von aller menschlichen Benennung und Wertschätzung. Und der Mensch realisiert seine eigene Würde nicht zuletzt darin, dass er die Würde der anderen Kreaturen respektiert. Nicht selten haben in letzter Zeit wir Menschen als Gattung unsere eigene Würde aufs Spiel gesetzt, weil und indem wir die Würde unserer Mitmenschen und unserer Mitkreatur missachtet haben.

Eine gravierende Frage liegt bei diesem Thema noch auf der Hand: Warum fällt es uns Menschen so schwer bei allen Einsichten, die wir über Klimawandel, Globalisierung, Beschleunigung und damit Einschränkung unserer Handlungs- und Entscheidungszyklen, über den bedrohlichen Verlust an Biodiversität und Humanität (!) haben, etwas durchgreifend zu ändern? Eine theologische Perspektive erinnert daran: Es ist eine Umkehr nötig, ein Erkennen und Verlassen des falschen Weges, eine Einsicht in die eigene Fehlbarkeit und Verfehlung, eine echte und ausgesprochene Reue, die frei macht für neue, andere, konstruktivere und menschlichere Wege. Und sie tut das mit einer Erfahrung im Herzen: »Wer nur nach dem Nutzen der Dinge fragt, wird ihre Schönheit und Würde nie erfahren«.